

erschient täglich

Die Herweghs.

Ein rechtschmeißlicher Roman von
Liesbet Dill.

35. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

„Bitte,“ sagte dieser, denn man durfte Herrn Kottenhan nichts abklagen. Der bewegliche Herr schritt, der Stock auf dem Rücken, neben ihnen her, lebhaft auf Herwegh einpfendend. Er war lange in Rußland als Vermalter eines fürstlichen Gutes gewesen, hatte Weltreisen gemacht und sich dann nach Rheingau zurückgezogen. „Ich hatte immer vor, Sie einmal kennen zu lernen, habe viel von Ihnen gehört,“ sagte Kottenhan, „leider war ich stets beschäftigt. Ich spiele mehrere Instrumente und hab' meine Villa erst völlig verändern müssen, um meine Orgel darin einzubauen und die Fingel darin unterzubringen. Die Rheinischen Wohnungen sind nur für Abendessen eingerichtet. Ich spiele das Cembalo, aber das Musikzither ist hier verboten,“ fügte er mit einem feindlichen Blick auf den Mediziner hinzu. „Nur ein Schöpfer kann einen Schöpfer verstehen.“ Er drückte Herwegh nochmals die Hand, zog seinen Schlafrock und war im Augenblick auf einem Seitenweg verschwunden.

„Wer ist das?“ fragte Herwegh.
„Ein Musiker,“ sagte der Arzt, „seine Familie hat ihn zur Beobachtung hergeschickt, er ist wegen Verwundung unter Kuratel gestellt. Nun läuft er den ganzen Tag herum und hält Anreden. Alle stehen ihn und so schreit er plan- und ziellos in diesem Garten umher.“

„Ist er denn geisteskrank?“
„Nicht eigentlich, sonst dürfte er hier nicht frei herumlaufen. Drüben —“ der Arzt wies auf eine hohe, von einem jetzt kahlen Spalier berankte Mauer, welche den großen Anstaltspark in zwei Hälften teilte, „dort sind die wirklichen Kranken. Hier haben wir nur einen mit Größenwahn, der ist aber ganz still und wandelt erhaben durch die Menge und diesen Karren mit seinem Cembalo. Er überbleibt vorwährend Befehlungen an Anstaltsmitr, die wir natürlich nicht abweisen. Es ist Leidenschaft von ihm, Klavier zu kaufen, und mehr wie eins braucht man doch nicht.“

„Das kommt ganz darauf an, was man spielt,“ sagte Ernst. Die Klavierkonzerte von Beethoven zum Beispiel verlangen eine Klavierstimme und ein begleitendes Orchester, dessen Stelle das zweite Klavier übernimmt, während der Flügel das Klavier solo wiedergibt. Das Klavier von Chopin oder die Schumannschen Variationen sind direkt für zwei Klaviere geschrieben.“

„Darum verweiche ich nicht,“ sagte der Arzt. „Aber es gibt Patienten, die identisch gesund sind, uns aber mehr Schwierigkeiten machen wie die wirklichen Kranken. Dazu gehört Kottenhan. Wir haben ihn das Musikzimmer zugeordnet, er spielte nämlich den ganzen Tag. Das ist seinen Nerven durchaus nicht gut, denn der Mensch kann nur ein gewisses Maß von Musik ertragen.“

„Das kommt daher, weil er sich langweilt,“ sagte Ernst. „Seine Gedanken müssen abgelenkt werden.“ Und er beschloß, sich Herrn Kottenhan zu widmen und mit diesem Vortor nicht mehr über Musik zu reden.

Als sie an der Haustür ankamen, öffnete sich die Tür weit und ein großer magerer Herr, ein weißes Halsstuch umgeschlungen, die Hände in den Taschen, mit rotem Bart und goldener Brille, kam die Treppe herunter und schaute mit abwendendem Blick in die Weite. Der Arzt zog den Hut und Herwegh tat höflich das Gleiche und grüßte in seiner gewöhnlichen Art. Der Notbar wartete ihm einen wohlwollenden Blick zu und schritt an den beiden vorbei, mit einer Kopfbewegung dankend, wobei er den Hut aufbehielt.

„Wer ist das?“
„Ein Büchsenfabrikant aus Olgau, der sich für den entthronten König von Aegypten hält.“
Und es fiel Herwegh wieder ein, wo er war.

Zeit sich das Rheinbäder Anstaltsort hinter Ernst geschlossen hatte, war in der Mainzer Straße wieder Ruhe eingetreten.

Die Gerichtsverhandlung war zwar nur abgebrochen worden und sollte wieder aufgenommen werden, sobald der Befund des Psychiaters über Herweghs Befinden abgeschlossen war, aber sie hatte doch, dank der Aussagen der Gläubiger Herwegh von einer Schuld entlastet, die seine Ehr: als Mensch vernichtet hätte.

Frau von Herwegh, die längere Zeit bettlägerig gewesen, nahm wieder Besuche an. Doch der Arzt hatte sie eraten, sich vor Anstrengungen in acht zu nehmen. Sie begann stark zu werden, ihr Herz ertrug keine Erschütterungen mehr. In ihren Jahren mußte man auf ein angelegentliches Organ Rücksicht nehmen.

Sie hatte nicht die Kraft gehabt, Ernst jetzt zu sehen. Sein Aufenthalt in der Irrenanstalt war gewiß ehrenvoller wie im Gefängnis, aber wenn er auf einem Schiff das Weite geschaut hätte, aber dieser Zusammenbruch verstand sich nicht so leicht.

Ihr Haar war weiß geworden und wenn sie in der Sonne auf der Straße am Arm Herberts ausging, glaubte sie, alle Blicke richteten sich auf sie: Das ist seine Mutter. Dazu kam die Sorge, wie man sich jetzt einrichten sollte. Lanie Betty hatte bereits eine Manarbenwohnung für sie gefunden und Kräulein Schmidt schon mit dem Aufho-

nator gesprochen, der die Salonmöbel bei der nächsten Versteigerung mitnehmen wollte. Trina hatte man unter Tränen gelübt, und Frau von Herwegh suchte sich in diesem neuen Leben zurecht zu finden. Aber für eine echte Rheinländerin ist ein Leben, das auf Sparen und Entbehren gerichtet ist, kein lebenswertes mehr. Diese Kaffe ist für den Lebensgenuß geschaffen. Man arbeitet hierzulande intensiver und freudiger wie sonstwo, aber zu den Sparanern gehört man nicht.

Von den größten Sorgen befreite sie eines Tages unvorbereitet Frau. Sie brachte ihr ein Bankbuch über sehtausend Mark. Sie hatte ihren Schmutz vererbt.

„Gott, Mama, ich hab' ihn immer nur als Verjährung betrachtet.“
Viane trug den rotblonden Kopf genau so hoch wie vorher, sie betrachtete ihre Lage zwar als etwas erschüttert, aber Stigmaturen lassen sich von ein paar Schicksalsschlägen nicht so leicht bezwingen. Sie gehörte nicht zu den jungen Mädchen, welche nach der ersten Jugend verblühen und ziellos werden. Für gewisse Frauen gibt es mehrere Blütezeiten und sie stand in ihrer zweiten, gefährlichen Periode. Wenn sie darauf ausgegangen wäre, sich einen reichen Mann zu erobern, sie hätte es ohne Anstrengung jeden Tag gefunden. Aber etwas, das in ihr wie ein Kompaß wirkte, bedeutete ihr, daß noch nicht der Augenblick gekommen war, sich zu verlaufen.

Im Herbst ging sie mit der Lejny nach Amerika, dort standen die Frauen höher im Preis. Dann kam Lus' großer Sieg beim Concours hippique in Frankfurt.

Lus hatte schon jahrelang auf Reuten die Pferde seiner Kameraden geritten, ohne daß dabei etwas anderes herausgenommen war wie ein paar silberne Trinkbecher und verbrauchte Gläser. Durch seine eleganten Reiterumstände auf einem entzündlichen neuen Pferd, das er dem alten Goldberger so lange vorgezogen hatte, bis er sich dieser „das schauerhafte Geld“ dafür von Herzen rüh, hatte Lus die Aufmerksamkeit einer Dame auf sich gelenkt. Die blasierte Elisabeth Erler, die aus ihrer Voge durch die Vorehre: dem gewandten und gefährlichen Spiele dort unten zusah, hatte den eleganten Reiter nicht aus den Augen gelassen. In der Pause bei ihr ihren Bruder, sie mit ihm bekannt zu machen.

Längelnd, mit den feinen weißen Füßen den Sand aufmerkend, kam der schöne Gaul, Schaumfloden auf dem schlankest, zitternden Leib, an der Barriere geritten, über die sich eine feine Mädchengestalt beugte, mit glänzender dunkler Augen. Sie nahm die Reiten von ihrem Gürtel und steckte sie dem Sieger an seine Uniform, und in dem Augenblick, als sich der ritterliche Lus in Sattel über die feine Hand beugte, hatte er das süße Mädchenherz in dem Sturm erobert. Er ritt an diesem Tag nur Siege. Bei seinem letzten großen Sieg, als alle ihm zujubelten, wurde er mit Blumen übersüßet. Elisabeth Erler stand in ihrer Voge an der Brüstung und klatschte Beifall und Lus senk: lächelnd die Reispitze in die Ferne. Wieß Ogst, an diese vielumworbene Dame dachte er selbst nicht gedacht. Nun war ihm der „große Preis von Rheinau“ zugefallen, in einem Augenblick, ohne daß er sich darum bemüht.

Man glaubte es erst nicht. Ein Erler gab eine Tochter doch keinem Herwegh, dessen Namen durch den Prozeß einen solchen Beigeschmack bekommen hatte. Aber Elisabeth Erler war ein zielbewußtes Mädchen, selbständig erzogen, früh greifend und vorurteillos. Außerdem war sie mündig und besaß von der reiferberborenen Mutter ihr eigenes Vermögen, sie hatte ihre eigene Dienerschaft, ihr kleines schnuckeliges Auto, Wagen und Reitpferde, ihr kleines Landgut, ihr Landhaus in Baden-Baden und das Schloß am Rhein gehört ihr. Sie hatte sich einfach in Lus verliebt. Diese Verlobung wendete so viel Staub auf, daß man den Prozeß darüber vergessen hatte.

Der alte Goldberger machte sich auf seinen kurzen Beinen so rasch wie möglich über den Rhein, um als erster seinem Schützling seine Glückwünsche zu Füßen zu legen. Er hatte: „so was Achtliches“ immer geahnt. „Ja, ja, Goldberger,“ sagt der strahlende Lus, „es sah ja zwar auch manchmal anders aus, aber mich freut's auch für Sie, daß Sie nicht auf einer Niese sitzen geblieben sind.“

Am meisten freut es ihn aber für seine Mutter, denn nun sollte sie es gut haben.

Sie konnte in der Mainzer Straße wohnen bleiben, ihr Theaterabonnement behalten, ihren Salon und ihre Trina.

Es gibt Menschen, die man beneidet, ohne daß man ihnen ihr Glück mißgönnt. Zu denen gehörten die Herweghs.

Nur eine trafe diese Verlobung schwer. Grete empfing die Nachricht von der guten Großmama, die damit aus dem Krankenhaus kam. Sie jubte nicht, sie weinte nicht, aber es war ihr, als sei er jetzt ihr Schicksal betzigt. Sie hatte die Hoffnung auf Lus nie ganz in sich töten können. Vor einer Reihe konnte sie die Waffen, denn diese war nicht nur reich, sondern auch schön.

Grete hatte ihre Wohnung in der Kochbrunnenstraße ausgemietet und ihre Möbel beim Spediteur untergekauft. Sie wohnte bei der Großmama in den Räum: ebemaligen Konvaleszenten.

Sie hatte ihre Scheidung durchgeführt, ohne sich darum zu kümmern, was die Menschen sagten. Mit einem Mann, der im Gefängnis gesessen hatte, wollte sie nichts mehr zu tun haben, was auch bei der zweiten Verhandlung herauskommen würde. Wahrscheinlich kam nichts dabei heraus, dann der Aufenthalt Herweghs in der Irrenanstalt hatte ihn in den Augen seiner Kleinen zu einem Märrer gemacht.

Aber die Märrer waren nicht Gretes Sache, sie liebte die Sieger. Ach, überhaupt das einzige Leben jetzt unter den Augen eines strengen Vaters, das ewige Gemüdel der Großmama, die als Antipolka die Scheidung für eine Sünde ansah, der Anblick des Herweghschen Hauses, daß sie jeden Tag von ihrem Fensterplatz aus vor sich sah.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verhängnis.

Von
Walter v. Kummel.

Es dunkelt. In die Seitenränge des Theaters, die zu den Garderobekammern führt, treten dann und wann Schauspieler und Schauspielerinnen, Balletmädchen, Statisten und Statistinnen. Ein Herr wandert die lange Seitenfront des Theatergebäudes auf und ab. Unermüdblich schreitet er in dem Streite zwischen Laternenlicht und letzter Tageshelle hin und her; denn er am Ende des Gebäudes angekommen ist, bleibt er für einen Augenblick stehen, wirft ungeduldig einen Blick auf die Uhr und beginnt dann seine Wanderung von neuem.

Er wartet. Der Schriftsteller Ernst Günther wartet auf den Regisseur Karl Sandner. Er hat ihm bei seiner letzten Durchreise durch die Hauptstadt ein Lustspiel zum Lesen und Prüfen gegeben. Das war vor mehr als einem Jahr gewesen! Aber trotz der pünktlichen Angabe aller Aufhaltsweh: hatte er von Sandner nicht einmal eine Postkarte erhalten können. Aus dem Augen, aus dem Sinn! Und wie furchtbar hatte Sandner eine Antwort binnen 6 Wochen versperrt!

Endlich! Da kommt Sandner mit einer Dame die Straße herauf! Wie er Günther erblickt, bleibt er erstaunt stehen. Es ist, als ob ein leiser Schatten über sein Gesicht husche. Nur einen Augenblick. Denn ihm übertrifft etwel Sonne sein glatt: lattes Antlitz, die Freudenform des Wiedersehens. Er verabschiedet sich halbig von der Dame. Sie tritt durch die für die Mitwirkenden bestimmte Tür ins Theater.

Karl Sandner aber ist auf Ernst Günther zugehst, hat seine beiden Hände ergriffen und schüttelt sie, schüttelt sie, als ob er sie aus den Gelenken lösen wollte. „Das ist ja Das ist ja herrlich, das ist ja göttlich, daß man Sie endlich einmal wieder sieht, bester Herr Günther! Schon seit einem halben Jahre erwarde ich Sie tagtäglich. Ich sah Sie tief in Ihrer Schuld. Ich weiß ich weiß! Aber ich hätte Ihnen doch nicht alles freiben können, was ich über Ihre Eitel dachte, ganz unmöglich. Ich habe Ihnen ja so viel zu sagen!“

„Sie haben das Stück gelesen?“
„Gesehen! Aber natürlich! Bester Herr Günther, gelesen, analysiert, studiert! Zwei, dreimal studiert! Kommen Sie!“

Er sagte den Schriftsteller unter dem Arm. „Kommen Sie rasch hinüber ins Kasse, ich habe gerade noch 10 Minuten Zeit.“

Sie überschritten die Straße und setzten sich in eine Ecke des zur Zeit völlig leeren Kaffees.

„Allo! Was ist Ihre Meinung, Herr Regisseur?“
„Gamos! Reizend! Ihr Stück, wie ist doch gleich der Titel?“

„Das Verhängnis.“
„Das Verhängnis! Richtig, das Verhängnis! Wie man nur so verhänglich sein kann! Also Ihr Verhängnis hat mir recht gut gefallen!“

Er stützte den Kopf auf einen Arm und sah nachdenklich auf die Marmorplatte des Tisches.

„Sie glauben also, daß das Stück Bühnentreif ist?“
„Bühnentreif?“ Sandner erkant in schweres Braten; es war, als ringe sich aus den auf ihn einwirkenden Gedanken mächtig ein klares Urteil.

„Haben Sie etwas zu beanstanden?“
„Zu beanstanden?“ Immer tiefer wurde sein Ernst. „Zu beanstanden? Das kann man nicht so schlanweg sagen!“

„Aber Sie haben etwas daran auszufehen!“ Ich sehe es ja!“

„Auszufehen? Nichts ist so schwer, als ein Stück nach dem gewöhnlichen Schema zu beurteilen! Ich kann Ihnen lebendig meine ganz subjektive, aufrichtige Meinung sagen!“

„Nur heraus damit! Ihr verträge alles!“
„Sehen Sie —“ er drehte nerods Brotzylinder und schenkte sie mit dem Zeigefinger unter den Tisch — „sehen Sie Ihr Verhängnis hat meiner Ansicht nach einen Fehler!“

„Der ist?“
„Aber Sie nehmen es mir nicht übel, bester Herr Günther!“
„Nun, Ihr Kuppel ist nicht lustig genug!“

Regisseur Sandner blinnte auf und sah, den Eindruck seiner Worte erwartend, seinem Gegenüber gespannt ins Gesicht. Günther war zuehendes erster geworden.

„Sie können recht haben, Herr Regisseur! Dasselbe hat mir ein Berliner Intendant gesagt!“
„Wirklich? Sehen Sie, ich habe denselben Eindruck gehabt.“

Er richtete sich stolz und befriedigt empor.
„Und Ihre Winkler? Wie gefällt die Ihnen?“
„Ihre Winkler? Ich kenne keine Ihre Winkler!“
Die Heidin, das junge Mädchen, das sah in den Gaten Tannstein verliebt?“
„Ich weiß ich weiß! — Ja, ja, hje Ihre Mutter! Wie soll ich Ihnen das erklären? Die Figur, nun, die Figur

